

## Buchbesprechungen

Klosterkötter J, Maier W (Hg.) (2017)  
**Handbuch präventive Psychiatrie  
 Forschung – Lehre – Versorgung**  
 Stuttgart: Schattauer, 470 Seiten,  
 69,99 €

Klassische Lehrbücher der präventiven Medizin sind vorzugsweise auf den Bereich der Gesundheitsförderung sowie der Prävention von teilhabebegrenzenden Lebensbedingungen (z. B. chronische Stressbelastung) fokussiert und werden häufig außerhalb der Medizin in anderen Professionen wie Gesundheits- und Sozialwissenschaften betrieben. Dabei geht es oft um einen gesunden Arbeitsplatz, um die gesunde Schule, um gesundheitsorientiertes Wohnen und um Reduktion der gesundheitlichen Gefährdungen im Verkehr. Die krankheitsspezifische Prävention fand bislang in den allgemeinen Präventionsbüchern wenig Beachtung. Das Buch beansprucht die Schließung dieser Lücke in Bezug auf alle psychischen Erkrankungen und die Verbindung der »Public Mental Health«-Perspektive mit der wissenschaftlichen Entwicklung in der Psychiatrie.

Im Anfangsteil des Buches werden Grundlagen für die Etablierung präventiver Psychiatrie als separates Wissensgebiet mit eigenen Konzepten und Umsetzungsstrategien vorgestellt. Dabei werden die beiden WHO-Programme »Förderung seelischer Gesundheit« und »Prävention psychischer Störungen« mit dem heutigen psychiatrischen Wissensstand zur Krankheitsentwicklung in Verbindung gebracht. Im zentralen Hauptteil des Buches wird der aktuelle Entwicklungsstand präventiver Psychiatrie bei den psychischen Störungen im Kindes-, Jugend- und jungen Erwachsenenalter, bei den Essstörungen, den Angststörungen, den posttraumatischen Belastungsstörungen, den depressiven Störungen mit der Suizidproblematik, den bipolaren affektiven Erkrankungen, den schizophrenen und anderen psychotischen Störungen, der Alkohol- und

Drogenabhängigkeit, der Nikotinabhängigkeit und den demenziellen Erkrankungen präsentiert. Diesem störungsspezifischen Hauptteil folgt ein Abschlussteil, der sich mit der rechtlichen, ethischen und ökonomischen Bewertung präventiver Psychiatrie beschäftigt.

Im Einleitungsteil las der erstaunte Rezensent unter anderem, dass der Mangel an Vitamin D in der pränatalen Entwicklung 44 Prozent der Fälle mit einer späteren Schizophrenieentwicklung erklären soll. Die Literaturreferenz war jedoch im kapitelspezifischen Literaturverzeichnis nicht aufzufinden. Auch sucht man im Sachverzeichnis Stichworte wie »Forensische Psychiatrie« oder »Kriminalität« vergeblich. Abgesehen von einem Schaubild im Kapitel zur ökonomischen Relevanz von Gesundheitsförderung, das über einen Zeitraum von 25 Jahren erzielte Bruttoeinsparungen pro Kind durch erzieherische Interventionen bei Kindern im Alter von fünf Jahren auflistet und dem die enorme Bedeutung von Folgekosten im Strafrechtswesen und im Kontext von Straftaten zu entnehmen ist, werden forensisch-psychiatrische Themen allenfalls gestreift. Im Kapitel über die ethische Bewertung prädiktiver und präventiver Psychiatrie wird im Kontext des Begriffes »Kriminalpsychiatrie« eine Debatte darüber, »ob psychiatrische Verbrechensprävention Grundrechte einzelner in unstatthafter Weise einschränkt« angesprochen, jedoch leider nicht vertieft. Immerhin erfährt man etwas über die Folgen schwerer Missbrauchserfahrungen im Kindesalter und in diesem Kontext auch über die Bedeutung der Resilienz. Dabei hätte das psychosoziale Entwicklungsmodell aggressiv-dissozialem Verhalten, auf das das Buch im Kapitel zum »Stand der Risikoforschung« Bezug nimmt – auch hier vermisst man die Literaturreferenz – die Chance geboten, über einen Einstieg in Kriminalitätstheorien forensisch-psychiatrische Präventionsaspekte näher zu entwickeln. Sichtet man im störungsspezifischen Teil forensisch-psychiatrisch relevante Informationen, findet man immerhin im Kapitel zur Prävention von Alkohol- und Drogenabhängigkeit den Hinweis, dass aufgrund der weiten Verbreitung risikanter Konsummuster in der Bevölkerung und häufiger Komorbidität mit anderen Störungen und Risikoverhalten die systematische Einschätzung des Risikoniveaus verschiedener (Teil-)Populationen anspruchsvoll und nicht immer trennscharf möglich sein soll; auch hier vermisst man die Literaturreferenz im

Literaturverzeichnis. Beeindruckend sind die Erfolge eines Präventionsprogramms namens »Good Behavior Game«, das bei 2.311 Schülern von 19 innerstädtischen Schulen mit überwiegend afroamerikanischen Schülern durchgeführt wurde und auch bei jungen Erwachsenen im Alter von 19 bis 21 Jahren noch deutliche Effekte gezeigt haben soll; diese fanden sich vor allem bei jungen Männern mit der Tendenz zu aggressiven Verhaltensweisen: Sie zeigten weniger kriminelles Verhalten und erhielten seltener die Diagnose einer antisozialen Persönlichkeitsstörung, die häufig komorbid mit dem Gebrauch (illegaler) Drogen verbunden ist. Auf Replikationsstudien wurde nicht hingewiesen. Nüchterner stimmt einige Seiten später mit der Zwischenüberschrift »Fokus Gemeinde« der Hinweis, dass unsystematische Übersichtsarbeiten bezogen auf Jugendliche und junge Erwachsene mit unter anderem jugendtypischen Risikoverhaltensweisen (z. B. Delinquenz, riskantes sexuelles Verhalten) insgesamt nur niedrige Effektstärken erbrachten.

Leider wird trotz des Anspruchs der Anknüpfung an »Public Mental Health« die Institution Gefängnis trotz des allgemein anerkannten Wissens über »Prison Health is Public Health« gänzlich ausgespart. Dementsprechend finden sich keine Hinweise auf – gemäß der offenbar mittlerweile überholten Terminologie – sekundär- und tertiärpräventive Ansätze zur Behandlung Drogenabhängiger. Die Störungskategorie »Paraphilie« wird komplett ausgespart. Besonders deutlich wird die Distanz zu forensisch-psychiatrischen Ansätzen im bereits erwähnten Ethikkapitel, das mit dem Satz endet: »Die Beseitigung von Leiden und Funktionsverlusten ist das normative Ziel der Psychiatrie, nicht die »Normalisierung« einer sich nicht als krank empfindenden Risikogruppe.« Das mag in der beanspruchten Allgemeingültigkeit vielleicht für körperliche Krankheiten gelten; für alle diejenigen psychischen Störungen, bei denen mangelndes oder fehlendes Krankheitsgefühl gerade Krankheitssymptom ist, führt dieser Standpunkt zu einer bequemen Ausgliederung (auch) aus allgemeinspsychiatrisch-präventiven Hilfsstrategien.

Ansonsten bietet das Buch eine Fülle von Informationen, die aus neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen übersichtlich und gut lesbar zusammengetragen wurden. Die Anregungen zur forensischen Psychiatrie halten sich in engen Grenzen und sollten gegebenenfalls in

der nächsten Auflage überdacht und ausgebaut werden.

NORBERT KONRAD